



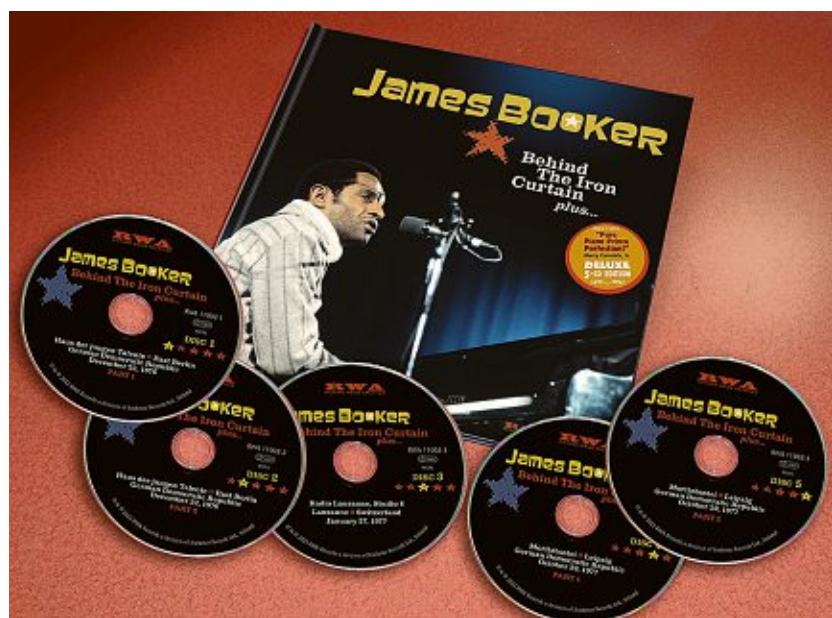
Berlin, 22. Dezember 1976: James Booker am Klavier im Haus der jungen Talente

ULI PSCHEWOSCHNY

Erst gefördert, dann gefürchtet

Der Blues-Pianist James Booker aus den USA trat 1976/77 in Ost-Berlin und Leipzig auf. Zwei kostbare Momente für die Blues-Szene in der DDR. Was machte sie aus?

VICTORIAH SZIRMAI



Dem bislang nur vier Alben umfassenden Werk James Bookers wurde eine neue Facette hinzugefügt.

RICHARD WEIZE ARCHIVES

Die Bluesrezeption in der DDR kann als nahezu klassische Geschichte eines Widerspruchs in sich gelesen werden – oder als jene eines Zauberehrings, der sich gegen seinen Meister kehrt. Ähnlich, wie man sich mit Ausrufung der sozialistischen Republik als das bessere Deutschland wähnte, dessen antifaschistische Bürger geschlossen gegen die – sich natürlich ausschließlich im korrupten Westen wiederfindenden – Nazis kämpften, machte sich das DDR-Regime das Ringen um die Bürgerrechte der Afroamerikaner zu eigen: als Kampf gegen ein imperialistisches System, den es zu unterstützen galt.

So galten auch die zur Leidensmusik der international unterdrückten Klasse umgedeuteten Blues-, Gospel- und Soullänge als Soundtrack und Ausdruck anti-imperialistischer Bestrebungen. Kein Wunder, dass sich entsprechende Schallplatten beim Staatslabel Amiga großer Beliebtheit erfreuten – spätestens, seit der Jazzexperte Karlheinz Drechsel 1964 das American Folk Blues Festival in die DDR holte, wovon die Plattenfirma Mitschnitte veröffentlichte. Kurz: Der Blues – wie überhaupt die Musik der Afroamerikaner – galt in der DDR zunächst als politisch korrekt.

Doch wie das mit Umdeutungen so ist: Sie folgen einer ganz eigenen Dynamik, die sich nicht selten schlussendlich gegen die Umdeuter wendet. Schließlich hatten die jugendlichen Blues-Hörer, im DDR-Jugendjargon auch als „Kunden“ bekannt, nicht den antiimperialistischen Kampf im Sinne, sondern den – mal mehr, mal weniger verdeckten – Protest gegen die Unterdrückung im eigenen Land. Anstatt sich mit den ehemaligen Sklaven im Geiste gegen die weiße Oberschicht zu verbünden, identifizierte sich die DDR-Jugend ob der Klänge mit amerikanischen Werten wie Freiheit und Individualität. Und so wurde der Blues dann auch nicht als rein musikalisches Ereignis wahrgenommen, sondern als (kultur-)politisches Statement in Zeiten, in denen sich die DDR aufgrund ideologischer Unterschiede zur westlichen Welt kulturell isolierte.

Das galt zwar auch für den Jazz, doch eignete sich der Blues wegen seines klassischen Underdog-Themas mehr als andere Genres dazu, die eigenen Gefühle des Unterdrückten in einem Land, das seine Bürger einmauern musste, damit sie nicht davonliefen, zu kanalisieren – auch, weil ihm dank seiner Wurzeln in den African-American-Spirituals immer auch die (christlich konnotierte) Hoffnung auf ein gutes Ende eignete. Nicht zuletzt sprach der selbst dem miserabelsten Schülerbandblues noch innewohnende Hauch von Mississippi-Delta und damit weiter Welt viele Hörer an. Und schließlich versammelten sich im Blues auch noch all jene, die zu bürgerlich für Gothic und zu musikalisch für Punk waren.

Die sich in den frühen 70er-Jahren ausprägende Blueser-Szene war also höchst heterogen. Einig waren sich die Blueser in ihrer Eigenschaft als Post-Hippies indessen in

einer konsequent antimilitaristischen Haltung, die in der Ablehnung der Wehrpflicht kumulierte – was Überwachung und Verfolgung durch die Organe der Staatssicherheit nach sich zog, galt die Nationale Volksarmee doch als Heiliger Gral der Republik.

Viele männliche Blueser verweigerten konsequent den Dienst an der Waffe und leisteten stattdessen ihren Wehrdienst als sogenannte Bausoldaten (im Jargon: Spatis) ab. Das machte sie zur Zielscheibe von Benachteiligungen und Repressionen auch durch die Gesellschaft, beäugte das kleinbürgerlich geprägte DDR-Milieu doch jegliches Abweichertum misstrauisch bis ablehnend. Das – szenientern identitätsstiftende – Äußere der mit Kutten und West-Jeans angetanen langhaarigen Vollbartträger wiederum gab allen Anlass, nicht nur als Kleinbürgererschreck, sondern auch als strafrechtlich verfolgbares „asoziales Element“ gebrandmarkt zu werden. Gerade der Shell-Parka, der nicht

nur als Jacke, sondern gleichzeitig als Schlafsack diente, befeuerte das Bild des sich eines unsozialistischen Lebenswandels befleißigenden Tramps.

Tatsächlich trumpten viele Blues-Aficionados am Wochenende heimischen Formationen wie Freygang, Monokel oder Engerling hinterher, wenn diese in den wenigen verbliebenen, privat bewirtschafteten Dorfsälen irgendwo in der südlichen DDR ein paar Stunden gesellschaftlicher und moralischer Freiheit versprachen. Übernachtet wurde in Heuschobern, aber auch schon mal im Bahnhof auf Bänken.

Ein besonderes Highlight waren die seltenen Auftritte internationaler Musiker und Musikerinnen, die meist unter abenteuerlichen Bedingungen arrangiert wurden. Insbesondere Konzerte von amerikanischen Künstlern hatten Raritätswert. Über verschiedenste Umwege, darunter klandestine Kommunikationskanäle zwischen Ost- und

seinem erst kurz davor geschriebenen „Classified“ los, das ihn als passablen Honky-Tonk-Sänger zeigt. Das Stück „Slowly But Surely“, so teilt er seinem ob dieser klaren Worte sichtlich verblüfften Publikum mit, habe er über „international progress“ geschrieben, denn er fühle, „the world is getting back together“. Da hierauf kein Begeisterungssturm losbricht, verweist er sich: „Can you understand me?“, und als das bejaht wird: „I think I’m a light up this curtain tonight.“ Es ist recht klar, dass er nicht (nur) vom Vorhang im Haus der jungen Talente spricht, sondern vom eisernen, quasi in Brand gesetzt von wilden, hummelflugartigen Pianokaskaden und der freiheitsliebenden Energie des Blues.

Nach einer dritten Eigenkomposition folgen Interpretationen, darunter die Bobby-Scott-Komposition „A Taste of Honey“, das in den tiefen Registern den Beethoven-Einfluss Bookers mit magnumdrehender Wucht deutlich macht. Mit Earl Kings „Let’s Make A Better World“ hat er nicht nur sich endgültig warmgespielt und gesungen, sondern auch sein der Überwachung wohl allmählich überdrüssiges Publikum, das jubelt; ob nun der Barry-Sisters-Burner „Bei mir bist du schön“ mit gerolltem R einen Hauch Weimarer Cabaret nach Berlin zurückbringt oder „Goodnight Irene“ dank jeder Menge vokalem WahWah (entlehnt jenem Growl-Effekt, den Duke Ellingtons Trompeter zelebrierten) und umschlagenden Jodlern eher zum Weckruf denn zum Lullaby gerät.

Besonders aber beeindruckt der Gesang des Civil-Rights-bewegten „United Our Thing Will Stand“, der dem darauf folgenden – emotionalen wie vokaltechnischen – Konzerthöhepunkt „People Get Ready“ von Curtis Mayfield kaum nachsteht und nahtlos überleitet in ein Beatles-Medley, dessen sagenhafter „Eleanor Rigby“-Auftritt sofort für sich einnimmt. Booker sucht immer wieder Kontakt zu seinem mehrere Zugaben einfordernden Publikum („A whole lotta shakin goin on tonight, ain’t it?“), welches er auf einer Reprise von „Let’s Make A Better World“ sogar zum Mitsingen animieren kann – denkwürdig für eine Zuhörerschaft, die es zunächst nicht wagt, aus sich herauszugehen.

Was für ein Unterschied zu Bookers Publikum in Lausanne! Hier gibt’s eine völlig andere Form des Applauses, die klingt wie auf einem heutigen Konzert. Radiobedingt spielt Booker kürzer und mit geänderter Dramaturgie; aber auch die Stücke selbst haben – nur einen Monat nach dem Berlin-Auftritt – eine komplette Metamorphose durchlaufen. So etwa wird aus „Bei mir bist du schön“ ein Instrumental, während der T-Bone-Walker-Klassiker „Stormy Monday“ eine Tempoverdopplung erfährt. Verabschiedet werden die Lausanner mit „Merci beaucoup“, hier macht sich Booker einen augenzwinkernden Spaß daraus, in den Muttersprachen seiner Zuhörer zu wildern. Wenn er über sein Live-Album mit dem netten Titel „The Piano Prince Of New Orleans“ spricht, fügt er schelmisch hinzu: „... or shall I say: Nouvelle Orleans?“ Die frankophonen Schweizer danken es mit Gelächern und Applaus.

Ein knappes Jahr später ist Booker zurück in der DDR, genauer: in Leipzig. Das sächsische Publikum gibt sich weitaus gelöster als das zuvor in Berlin – gleich nach der ersten Nummer hagelt es tosenden Applaus und zustimmende Pfiffe. Auch lacht man hier mehr als in Berlin und Lausanne zusammen – nicht zuletzt wegen Bookers Geheimdienst-Anspielungen, während sich die Stasi-Offiziere im Publikum wohl mühen, möglichst unauffällig im Heer der Blueser zu verschwinden. Der Approach des Pianisten in Leipzig ist Broadway- und Popinspiert, darunter ein perlendes „My Way“. Obgleich alles andere als musikalischer Minimalist, gelingt es Booker, den emotionalen Gehalt der Songs, der oftmals unter dem Überarrangement der Originale verborgen ist, offenzulegen.

Der Blues von James Booker, den wir zwischen Dezember 1976 und Oktober 1977 hören, hat Tempo, Witz und jede Menge Soul. Anstatt genretypisch den beladenen Mann zu geben, der über die Schlechtigkeit der Welt klagt, fordert er auf, Missstände aktiv anzugehen, und ist alles in allem optimistisch, dass die Welt auf einem guten Wege sei – was aus heutiger Perspektive fast schon neidisch macht. Die DDR-Fans jedenfalls, geübt darin, das Blues-Idiom auf ihre eigene Situation zu beziehen, hatten seine Botschaft verstanden und vielleicht auch einen Funken Hoffnung aus ihr geschöpft. In ihrer grundsätzlichen Gewaltlosigkeit, die sich mit der Vision einer besseren Welt paarte, kann den Bluesern durchaus eine Rolle als Wegbereiter der Friedlichen Revolution zugestanden werden.

James Booker: Behind The Iron Curtain plus ...
Richard Weize Archives, 5 CDs + 60-seitiges
Hardcover-Buch

Feuilleton



DEUTSCHER BUCHPREIS

Problemfälle eliminiert

CORNELIA GEISSLER

Nur noch sechs Romane konkurrieren um den Deutschen Buchpreis 2023, seit die Jury am Dienstag ihre Shortlist bekannt gegeben hat. Dazu gehört „Muna oder Die Hälfte des Lebens“ von Terézia Mora, die bereits vor zehn Jahren für „Das Ungeheuer“ die publikumswirksame Auszeichnung erhalten hat. Das neue Buch ist im August bei Luchterhand erschienen.

Weiterhin nominiert sind der Roman „Vatermal“ von Necati Öziri aus dem Claassen-Verlag, wie Ulrike Sterblichs „Drifter“ (Rowohlt Hundert Augen) im Juli erschienen. Hinzu kommen drei bereits im Frühjahr erschienene Bücher: Anne Rabes „Die Möglichkeit von Glück“ (Klett-Cotta), Tonio Schachingers „Echtzeitalter“ (Rowohlt) und „Maman“ von Sylvie Schenk (Hanser).

Die Problemfälle sind raus. Die Jury wird sich nicht weiter mit der Kritik an der historischen Genauigkeit des in der DDR spielenden Buchs von Charlotte Gneuß und der Romanhaftigkeit des neu geordneten und kommentierten Erzählungsbandes „Risse“ von Angelika Klüssendorf beschäftigen müssen.

Die Jurysprecherin Katharina Teutsch wird in der Mitteilung zur Shortlist mit der Einschätzung zitiert, dass diese sechs Romane „auf den ersten Blick nichts miteinander zu tun haben“. Das Heterogene spricht jedoch für die Auswahl. Sie lässt nicht erahnen, welches Buch am 16. Oktober zum Auftakt der Frankfurter Buchmesse ausgezeichnet wird. Die Jury selbst höre, so Teutsch weiter, ein Gespräch der Titel untereinander. Es handele „von unseren Prägungen: von Erziehung und sozialer Herkunft, von politischen Ideologien, von dramatischen Systemwechseln und den Härten der Migration – von all dem also, was unsere Gegenwart ausmacht und herausfordert“.

Bleibt die Frage, ob darunter wirklich der „Roman des Jahres“ ist, wie der Deutsche Buchpreis in der Beschreibung heißt. Gar nicht nominiert waren die hervorragenden neuen Romane von Marion Poschmann, Thomas Hettche und Thomas von Steinaecker, vielleicht gehörten sie gar nicht zu den eingereichten 196 Titeln. Auffällig ist, dass jetzt nur noch große Verlage vertreten sind, während die Longlist einige der kleinen dabei hatte.

Der Deutsche Buchpreis wird seit 2005 verliehen – von der Stiftung Buchkultur und Leseförderung des Börsenvereins des Deutschen Buchhandels. Der Sieger oder die Siegerin erhält 25.000 Euro.



Die sechs Titel der Shortlist des Deutschen Buchpreises

CHRISTOF JAKOB

Hofiert wie ein König

Siebzehn Konzerte spielte Louis Armstrong 1965 in der DDR. Das Potsdamer Kunsthaus Das Minsk wirft heute relevante Fragen auf

VICTORIAH SZIRMAI

Wer in Potsdams Kunsthaus Das Minsk die Ausstellung „I’ve Seen the Wall. Louis Armstrong auf Tour in der DDR 1965“ sehen will, muss erst einmal durch einen goldenen Vorhang schlüpfen; der ist jenem des damaligen Friedrichstadt-Palastes nachempfunden, Schauplatz von Armstrongs Auftritten in Ost-Berlin zwischen dem 20. und dem 22. März 1965. Zwar gibt es von dem legendären Konzert nur Schwarz-Weiß-Bilder, doch die Kuratoren, die Minsk-Direktorin Paola Malavassi und der amerikanische Jazzpianist Jason Moran, sind sich sicher: Er muss golden gewesen sein.

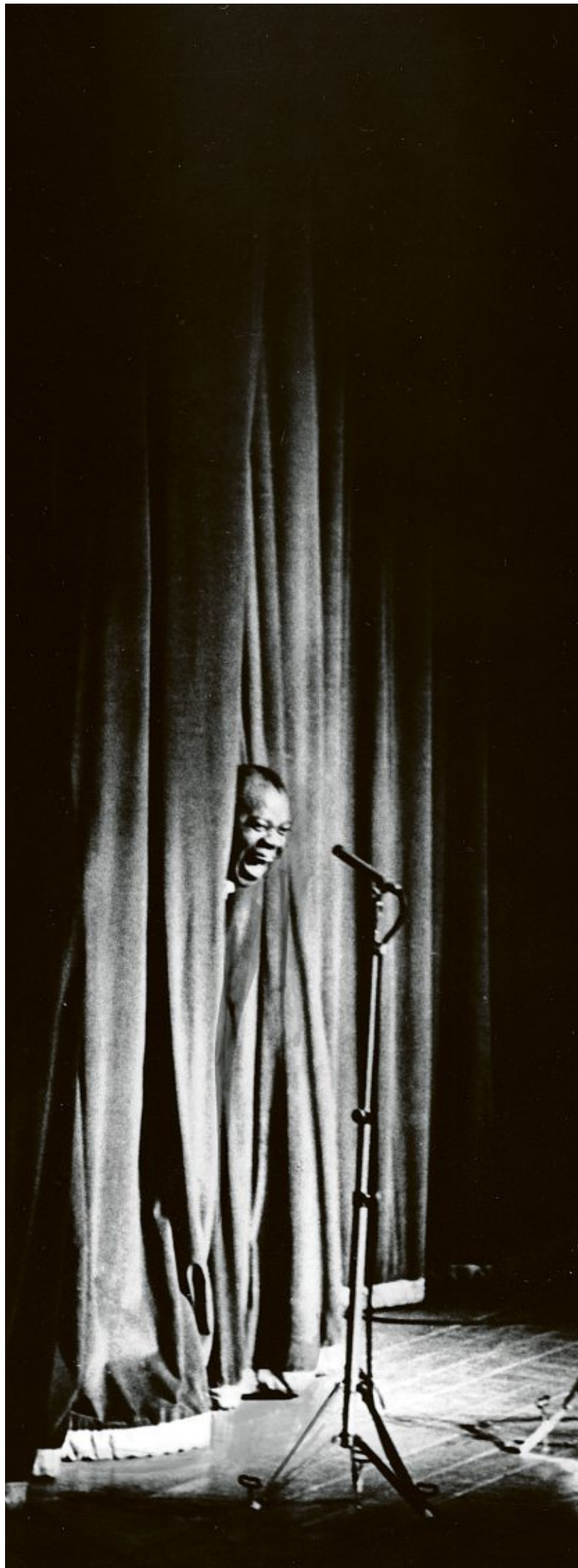
Nur wenige Objekte in der Ausstellung sind in Vitrinen vor allzu viel Publikumskontakt sicher verwahrt, so etwa eine originale Armstrong-Trompete. Die Ausstellungsmacher brechen mit der Tradition, anhand von Dokumenten die bereits tausendfach erzählte Geschichte des legendären Blues-Virtuosens zum tausendundersten Mal zu erzählen. Vielmehr legen sie ihren Fokus auf Geschichten, die ein komplexes Bild der Privatperson Louis Armstrong jenseits der Bühne zeichnen. Etwa jene Beziehung Armstrongs zu seiner vierten und letzten Ehefrau Lucille, mit welcher der Musiker von 1942 bis zu seinem Tode 1971 verheiratet war – und die dafür Sorge trug, dass sich das Paar auch unterwegs immer ein Stück Zuhause bewahrte.

Im Morgenmantel

Die Ausstellung zeigt auch diesen seltenen, privaten Louis Armstrong, der mit seiner Band scherzt, mit Schere und Papier die Hüllen seiner Tonbänder selbst collagiert und im Ost-Berliner Friedrichstadt-Palast nach Show-Ende im Morgenmantel auf der Bühne steht, in welchen er Backstage in vorauseilender Feierabendlaune bereits geschlüpft war, ohne mit dem frenetisch nach noch mehr hungernden Publikum zu rechnen, das knapp vier Jahre nach dem Mauerbau einen Lufthauch der verlorenen Freiheit verspürt haben muss.

Apropos Backstage: „I’ve Seen the Wall“ will vor allem zeigen, dass sich die Realität nicht auf, sondern hinter der Bühne abspielt; so auch in Armstrongs bürgerrechtsbewegter Heimat, wo er – wie so viele schwarze Künstler – zwar auf der Bühne der gefeierte Star ist, aber den Veranstaltungsort aufgrund der bis 1964 offiziell noch herrschenden Rassentrennung nicht durch den Vordereingang betreten darf. Oder die Ambivalenz, welche in der offiziellen Einladung des Musikers durch die Künstleragentur der DDR klar zutage tritt, die sich hierdurch (wie auch durch andere Gastspiele etwa von amerikanischen Stars wie Paul Robeson, der 1960 als „Sänger des Friedens“ Staatsgast war) kulturelle und politische Aufwertung erhoffte.

Armstrong ist zu Gast in einer DDR, wo die „Schallplattenunterhalter“ nur vierzig Prozent westliches Repertoire spielen dürfen – aber Armstrong mit einem hundertprozentigen West-Repertoire dennoch hofiert wird wie ein König. Und das zu einer Zeit, als sich der Kalte Krieg auf dem Höhepunkt befindet und der damalige DDR-Staatschef Walter Ulbricht mit seiner Meinung über Jazz als „Affemusik“ nicht hinter dem Berg hält. Kein Wunder, dass es bis zu dieser



Louis Armstrong blickt durch den Bühnenvorhang des Berliner Friedrichstadt-Palastes bei seinem Konzert am 20. März 1965.

SAMMLUNG BERLINER VERLAG/ARCHIV/DDR FOTOERBE/HELMUT RADDATZ

so unrealistisch erscheinenden Tournee keine einzige offizielle Louis-Armstrong-Platte im ganzen Land zu kaufen gibt. Dennoch geschieht das fast Udenkbare: Die Tournee von Armstrong durch die DDR wird realisiert.

Doch auch der Star-Trompeter bleibt von dem hinter dem Eisernen Vorhang üblichen „Maulkorb“ nicht verschont. Filmausschnitte zeigen einen unkomfortabel zwischen allen Stühlen sitzenden Armstrong, der auf der unter politischen Hochspannung stehenden Pressekonferenz zu seiner Tournee der Frage eines West-Berliner Journalisten, ob er sich denn die Mauer ansehen würde, ausweicht, um dann doch Stellung zu beziehen: „I’ve seen the wall, but I don’t worry about the wall. I worry about the audience. I can’t say what I wanna say, but if you’ll accept it, I’ll say it: Forget about all that other bullshit!“ Kurz: Armstrong gibt sich unpolitisch, indem er behauptet, sich nicht für die Mauer, sondern lediglich für sein Publikum zu interessieren, dann aber nachsetzt: „Ich kann nicht sagen, was ich sagen möchte.“

Vor allem wirft die Potsdamer Ausstellung nun auch heute relevante Fragen auf: Was es bedeutet, im Namen der Freiheit repressive Systeme zu besuchen – und wie man mit der geradezu schizophrenen Situation umgeht, wenn einem dabei sowohl Anerkennung als auch Abwertung widerfahren. Während sich im Erdgeschoss der Potsdamer Ausstellung nun (unter Betonung auf den beiden DDR-Blues-Hotspots Berlin und Leipzig) alles um Armstrongs damalige Tour dreht, durch die der Trompeter und seine All Stars in neun Tagen mit siebzehn Konzerten in der DDR 45.000 Menschen erreichten, finden sich im Obergeschoss Kunstwerke, die auf das ambivalente Verhältnis von Musikproduktion und -rezeption, Rassismus und Politik Bezug nehmen.

Sound der Freiheit

Gemälde, Fotografien, Archivmaterialien und Installationen von solch heterogenen Kunstschaffenden wie Pina Bausch, Peter Brötzmann, Wadada Leo Smith, Evelyn Richter, Adrian Piper oder Ruth Wolf-Rehfeldt lassen den Besucher teilhaben am Ringen mit diesen Gemengelagen. Da verweist ein aus Herdplatte und Stricknadel bestehender Plattenspieler etwa auf die limitierte Rolle des Weiblichen; und es dienen musikalische Termini wie Mundstück und Dämpfer als bittere Metaphern, um sich der Frage „Was wird in der Gesellschaft verstärkt und was gedämpft?“ zu nähern.

Im Obergeschoss des Minsk befindet sich der Listening Room, der den als Bootleg erschienenen Ost-Berliner Louis-Armstrong-Konzertmitschnitt vom 22. März 1965 nachhörbar macht. Dieser wird wohl insbesondere im Minsk, das sich dem Offenlegen unabhängiger Kapitel der Geschichte verschrieben hat, in seiner Eigenschaft als Sound der Freiheit auch mit der einen oder anderen persönlichen Geschichte der Besucher resonieren.

I’ve Seen the Wall. Louis Armstrong auf Tour in der DDR 1965. Das Minsk Kunsthaus, Max-Planck-Straße 17, Potsdam, Mi-Mo 10-19 Uhr, Bis 4. Februar 2024

NACHRICHTEN

Nico Hofmann gibt seinen Chefposten bei Ufa ab

Führungswechsel bei der Ufa: Nach acht Jahren an der Spitze der Film- und TV-Produktionsfirma gibt Nico Hofmann seinen CEO-Posten ab. Die Geschäfte wird künftig Sascha Schwingel leiten, teilte die Firma mit Sitz in Potsdam mit. Der 63-Jährige bleibe aber als Chairman in der Geschäftsführung. Der Produzent hatte seit 2017 als alleiniger CEO an der Spitze gestanden, 2015 bereits als Co-Chef. Nun überlege er, wie die Zukunft aussehe und was als Nächstes komme, sagte er der Frankfurter Allgemeinen Zeitung. (dpa)

Serge Gainsbourgs Wohnsitz für Besucher geöffnet

Mehr als 30 Jahre nach dem Tod von Serge Gainsbourg können Interessierte nun den legendären Pariser Wohnsitz des Chanson-Sängers besichtigen. Das Haus, in dem er über 20 Jahre lebte, ist nach dessen Tod am 2. März 1991 unverändert geblieben – samt Inventar. In dem Zustand ist es von Mittwoch an zu besichtigen: mit gefüllten Aschenbechern, angebrochenen Schokoriegeln und Handschellen, die Polizisten nach Trinkgelagen im Haus liegen gelassen haben. Sie habe das Haus so belassen wollen, wie es war, sagte seine Tochter Charlotte Gainsbourg dem Magazin Vogue. (dpa)

Performance-Star Holzinger inszeniert erstmals Oper



Florentina Holzinger vor dem Schweriner Schloss

JENS BÜTNER/DPA

Die Choreographin und Performance-Künstlerin Florentina Holzinger inszeniert ihre erste Oper. Der Einakter „Sancta Susanna“ von Paul Hindemith, 1922 uraufgeführt, soll mit einer „feministischen Messe“ mit Neukompositionen und geistlicher Musik ergänzt werden, sagte der Generalintendant des Mecklenburgischen Staatstheaters, Hans-Georg Wegner, am Dienstag. Die Uraufführung soll am 30. Mai 2024 in Schwerin stattfinden. Holzinger ist bekannt für spektakuläre Performance-Inszenierungen. Ihr Stück „Ophelia’s Got Talent“, in dem Casting-Shows auf eine feministische Weise thematisiert werden, galt als einer der aufregendsten Beiträge beim Berliner Theatertreffen. (dpa)

Dresden erwirbt 200 Jahre alte Scherenschnitte

Das Kupferstich-Kabinett der Staatlichen Kunstsammlungen Dresden (SKD) hat elf wertvolle Scherenschnitte von Philipp Otto Runge (1777-1810) erworben. Sie zeigten Blumen und andere Pflanzen, teilten die SKD am Dienstag mit. Runge gilt neben Caspar David Friedrich als der bedeutendste deutsche Maler der Frühromantik. Die Scherenschnitte – ein Geschenk Runges an eine befreundete Familie – wurden von den SKD bereits im Sommer auf einer Auktion in Berlin gekauft. (epd)